

Zeitschrift: Heimatbuch Meilen
Herausgeber: Vereinigung Heimatbuch Meilen
Band: 64 (2024)

Artikel: Heimat? Was ist das?
Autor: Lüthy-Albers, Stefanie

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

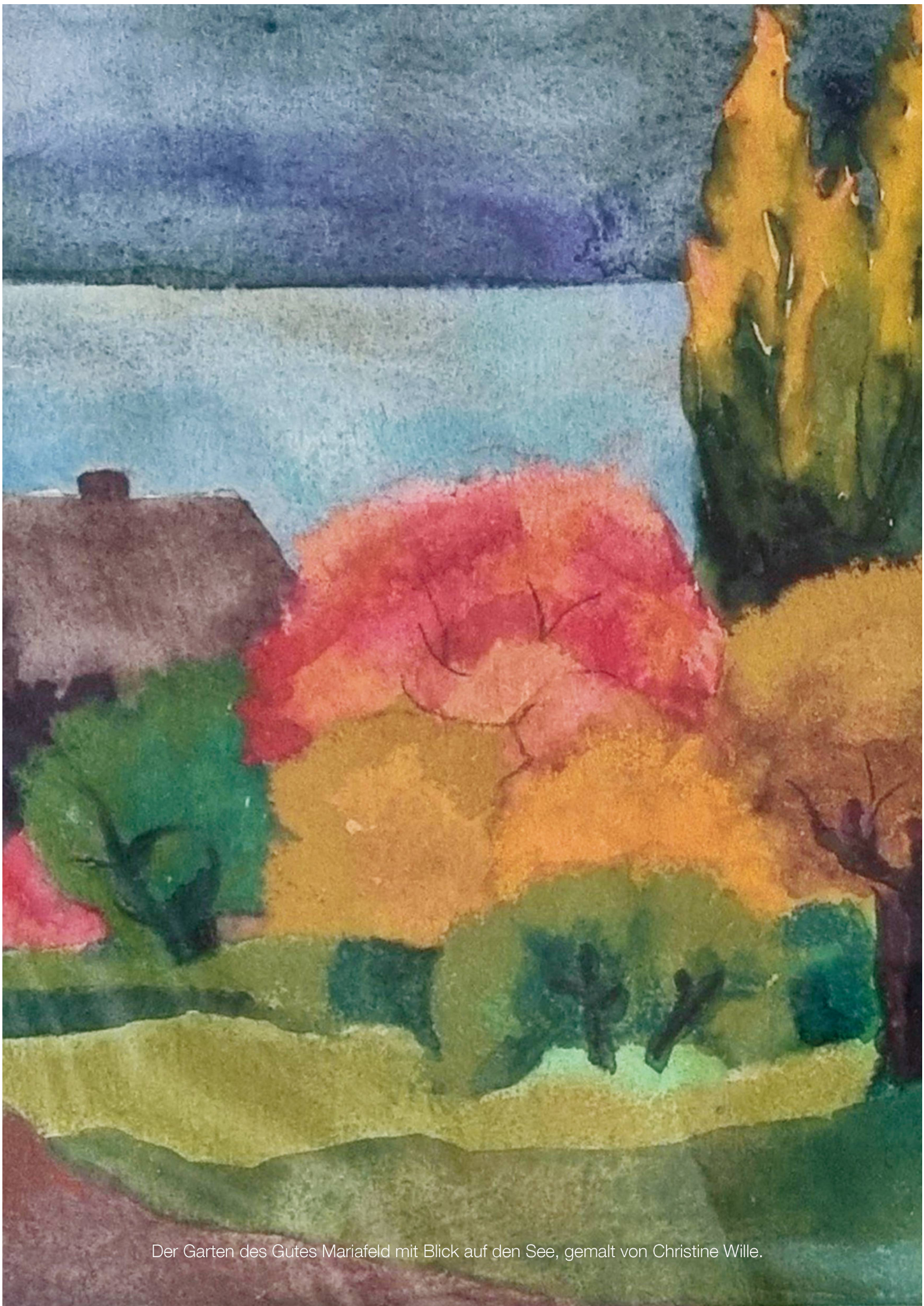
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Garten des Gutes Mariafeld mit Blick auf den See, gemalt von Christine Wille.

Heimat? Was ist das?

Stefanie Lüthy-Albers

Den Begriff «Heimat» für mich zu definieren, wurde immer schwieriger. Ich begann, meine Familie und Bekannte zu fragen, «wo ist Eure Heimat?» Mein Mann antwortete rasch: «Dort, wo ich aufwuchs, im Aargau.» Dann wurde er nachdenklich und schwieg lange. Eine Bekannte sagte schnell, «dort wo meine Familie ist.» Ein Freund meinte, «bei meiner Grossmutter auf dem Land, wo ich hingelangen konnte nach einer Kindheit in der damals von der Stasi geprägten DDR.» Mein Bruder erwiderte dezidiert, «bei meinem Grossvater in Feldmeilen», wohin er 1947 aus dem kriegsgebeutelten Deutschland kam. Unser Engadiner Schwiegersohn meinte spontan, «illas muntognas, süllas pas-chüras da las alps.» («In den Bergen, auf den Alpweiden.») Es entstanden jeweils sehr anregende Gespräche.

Schnell wurde mir klar, «Dihäime» ist nicht gleichzusetzen mit Heimat. «Dihäime» ist man schnell einmal irgendwo; an einem Ort beheimatet zu sein, braucht mehr, braucht Wurzeln. Ja, und wo ist meine Heimat? Das konnte ich lange nicht eindeutig sagen. Wie viele Menschen in der heutigen Zeit, musste auch ich meine Heimat erst finden. Warum? Um dies zu beantworten, muss ich etwas ausholen.

Frühe Kindheit

Geboren bin ich mitten im 2. Weltkrieg in Frohnau, einem Vorort von Berlin. Mein Vater war Deutscher, meine Mutter Schweizerin. 1943 konnten meine Eltern veranlassen,

Angeregt vom Titel unseres Meilemer Heimatbuches, habe ich mir überlegt: Was bedeutet eigentlich «Heimat»? Ist es der rote Schweizer Pass? Ist Heimat ein Ort, ein Gefühl, Schicksal? Sind es Personen, die Herkunft, Nostalgie, der Way of Life, die unsere Heimat bestimmen? Hat dieser Begriff mit Kindheit zu tun? Mit Geborgenheit? Mit Sprache? Mit Essen? Mit Musik? Und was bedeutet es, heimatlos zu sein?



dass ich aus dem bombardierten Berlin auf abenteuerlichen Wegen zuerst an den Bodensee zu fernen Verwandten in Sicherheit gebracht wurde. Ein Jahr später wurde ich von einem Onkel, der damals von der Schweiz zu einem wissenschaftlichen Vortrag eingeladen war, zusammen mit seinen Kindern wohl mehr illegal als legal über die Grenze in die Schweiz gebracht. Ich war drei Jahre alt und erinnere mich nur, dass ich am Bahnhof in Singen durch das Fenster zu meinem Onkel und seinen Kindern in den Zug gereicht wurde. Wie mein Vater zu den nötigen Ausreisepapieren für mich kam, hat er mir nie verraten. Ich habe nur einen Brief von ihm, in dem er meinen Verwandten am Bodensee schreibt: «Ich habe jetzt die nötigen Papiere für Stefflein, sie kann mitreisen.» Mein Schweizer Grossvater nahm uns Kinder auf der Schweizer Seite der Grenze in Empfang und brachte uns nach Feldmeilen.



Mariafeld, Feldmeilen

In Mariafeld bei meinem Grossvater verbrachte ich, zusammen mit meinen etwas älteren Cousins und meiner Cousine, unbeschwerte heitere Kindheitsjahre. Auch in der Schweiz war das Leben in der Kriegs- und Nachkriegszeit sehr karg. Wir ernährten uns hauptsächlich aus dem Gemüse- und Obstgarten und von der Milch der Kühe des damaligen Pächters Otto Huber. Der Garten war gross, reichte bis an den See, wo ich bald schwimmen und rudern lernte. Grosspapa gab uns Kindern nebst einigen strengen Richtlinien viel Freiheit. So hiess es unter anderem: keine Nägel in die Bäume schlagen, die Ruderboote sicher versorgen und pünktlich mit gewaschenen Händen zum Mittagessen erscheinen. Meist ohne Aufsicht von Erwachsenen verbrachten wir Kinder im Sommer viel Zeit am, im und auf dem See – und hatten gewiss oft einen Schutzengel.

Nach Kriegsende konnten nach und nach auch meine älteren Brüder, meine Mutter und weitere Familienmitglieder aus Deutschland in die Schweiz kommen. Das grosse Mariafelder Haus füllte sich. Ein Wunder: Wir hatten alle den Krieg heil überlebt, und es öffneten sich wieder Perspektiven und Blicke in die Zukunft. Es gab aber auch viel zu tun im und ums Haus. Wir Kinder mussten nun Maikäfer sammeln, Fallobst auflesen, die Kieswege rechnen und im Herbst Laub harken.

1944: Besuch von meinem Bruder Ulrich bei unseren Verwandten am Bodensee. Er wurde, 15-jährig, zur Fliegerabwehr eingezogen und war in der Nähe stationiert.



Das Landgut Mariafeld in Feldmeilen.

Aber auch Feste wurden gefeiert. Und wir spielten, etwa Versteckis, Schiitliverbanis, Hälihälo. Besonders erinnere ich mich an Völkerballspiele, bei denen meine grossen Brüder mitmachten. Gerne war ich im Stall und konnte bei einer sehr geduldigen Kuh erste Melkversuche machen.

Als ich sechsjährig war, begann für mich die Schule. Lehrer Bürkli unterrichtete die Unterstufe im kleinen Mehrklassen-Schulhaus in Feldmeilen. Nebst meinem Grossvater wurde er eine wichtige Bezugsperson für mich. Von Mai bis Oktober hiess er uns barfuss in die Schule kommen. So sei es ruhiger im Schulzimmer, meinte er. Samstags machte Herr Bürkli uns mit der Kinderliteratur vertraut. Ich war fasziniert, als er uns die Geschichte von Robinson Crusoe erzählte und Bilder dazu mit farbiger Kreide auf die Wandtafel malte. Am Feldner Schul-Wettschwim-

men gewann ich beim Hindernisschwimmen den ersten Preis!

1950–1957: Emigration nach Amerika

Im März 1950, im Alter von acht Jahren, musste ich von Mariafeld und meinen Feldner Schulkameraden und -kameradinnen Abschied nehmen. Meine Mutter und ich hatten endlich die nötigen Visa bekommen und konnten zu meinem Vater in die USA übersiedeln. Er war nach Kriegsende über Paris nach Amerika ausgewandert, zuerst mit dem Status eines «Enemy Alien», was für Angehörige verfeindeter Staaten stand. Darunter befanden sich auch deutsche Fachleute, die – wie mein Vater – von den USA übernommen und deren Einreise von der US-Army organisiert wurde. Schliesslich erhielt mein Vater die begehrte Green Card, die Niederlassungsbewilligung. In den USA bot sich ihm ein beruflicher

Neubeginn. Meine drei Brüder, die inzwischen schon in Zürich studierten, blieben zurück. Meine Mutter und ich reisten mit der «Queen Elizabeth» mit anderen Emigranten über den Atlantik. Am Dock in New York empfing uns mein Vater. Es war meine erste bewusste Begegnung mit ihm.

Er brachte uns nach Metuchen, New Jersey, wo er eine kleine 3,5-Zimmer-Wohnung gemietet hatte. Nur eine Woche nach unserer Ankunft wurde ich eingeschult. Dank Lehrer Bürkli, der sehr grossen Wert auf Schönschreiben gelegt hatte, wurde meine Schrift bewundert und ich direkt in die laufende dritte Klasse eingestuft. Ohne Englischkenntnisse. Gewiss hat die amerikanische Offenheit dazu beigetragen, dass ich mich rasch in der neuen Umgebung wohl fühlte. Auch die sehr nette Lehrerin, Miss Hendlowich, wusste mich schnell in die Klasse zu integrieren. Englisch lernte

ich ganz nebenbei. Und meine Klassenkameradin Patricia wurde «My best friend». Sie konnte sehr gut das Rad schlagen und trug damals schon Bluejeans. Ich verbrachte viel Zeit bei ihr zu Hause, einem in jeder Beziehung sehr offenen Haus.

Nach der Primarschule wechselten wir in die etwas entfernter gelegene High School. Es gab keine Trennung zwischen Gymnasium, Sekundar- und Realschule. Die Klassen waren gross, bis zu 40 Schüler und Schülerinnen. Die Hauptfächer waren Englisch, Mathematik und amerikanische Geschichte. Ich lernte die Schulbibliothek zu benutzen und dort selbstständig für Projekte zu recherchieren. Mich interessierten besonders die First Nations, die US-amerikanischen Indigenen. Ich verdanke meinen Eltern und der Bibliothek meinen Weg zum Lesen.



Meine Green Card.

Daneben trieben wir aber auch viel Sport. In den USA ist der Sport in das Schulwesen integriert. Basketball gefiel mir am besten. Patricias Bruder spielte in der Football-Mannschaft, den «Metuchen Bull Dogs». Samstags galt es, zu den Spielen zu gehen und unsere Bull Dogs lautstark anzufeuern. Regelmässig fanden in der Schule Tanzabende statt. Es war die Zeit von Rock 'n' Roll und Elvis Presley. Im Kino war es die Zeit von James Dean und Marlon Brando. Auch erinnere ich mich, dass Ronald Reagan damals als Cowboy über die Leinwand galoppierte. Meine Eltern ermöglichten mir Reitstunden. Ich war beliebt als Babysitter und verdiente mir auf diese Weise etwas Taschengeld. Es waren glückliche Jugendjahre.

1957–1961: Ftan, Unterengadin

Nach der zehnten Klasse galt es für mich, von Amerika Abschied zu nehmen. Meine Eltern wussten, dass sie nach der Pensionierung meines Vaters in die Schweiz zurückkehren würden. Meine Mutter hatte Heimweh und wollte näher bei ihren Söhnen sein. Diese hatten inzwischen Familien gegründet, und es gab Enkel. Ich vermute auch, dass meine Eltern fanden, ich lerne nicht genug in der High School. Auch antwortete ich ihnen nur noch auf Englisch. Damit mir später alle Wege in der Schweiz offenstanden, sollte ich einen Schweizer Schulabschluss erlangen. So trat ich 1957 ins Hochalpine Töchterinstitut in Ftan im Unterengadin ein. Vernunftmässig verstand ich diesen Schul- und Ortswechsel. Aber der Anfang in dieser Internatsschule mit dem ganz anderen Lehrplan war – ich sag es ehrlich – nicht

einfach. Ich lernte das Heimweh kennen, nach Metuchen. Verlockend war zuerst einzig, dass ich jetzt Skifahren lernen konnte.

In Deutsch, Französisch und Latein musste ich viel nachholen. Die Noten meines ersten Zeugnisses waren knapp genügend. Nur in Latein hatte ich eine ungenügende Note. Ich war eigentlich recht stolz, das geschafft zu haben. Aber unser Direktor bestellte mich in sein Büro. Seine Unzufriedenheit mit meinem Zeugnis war pädagogisch nicht sehr motivierend.

Dank des Skifahrens, guter Freundinnen unter den Schülerinnen und guter Beziehungen zur Bevölkerung im Dorf Ftan wurde die Zeit an der Internatsschule immer erträglicher. Meine Freundin Brigitte und ich verbrachten viel Freizeit beim Heuen mit den Dorfbewohnern. Am schönsten war das Heuen auf den Alpweiden. Auch liebten Brigitte und ich uns an freien Nachmittagen öfters bei den Bauern Pferde aus. Meist ritten wir – ohne Sattel – ins nahe Tasna-Tal. Unser Direktor drückte ein Auge zu und liess uns gewähren. Die umliegenden Berge, die Region und die Menschen im Unterengadin wuchsen mir ans Herz. In der Schule ging es langsam auch besser, nur die Note in Latein blieb hartnäckig ungenügend, sogar bis in mein Maturazeugnis!

Während meiner Schulzeit im Unterengadin lernte ich die Heimwehlieder der Randulins¹ kennen. So betont das Lied «Chara lingua da la mamma», wie Sprache und Musik identitätsstiftend sind. Im Lied



Das Hochalpine Institut im bündnerischen Ftan.

«Sch'eu füss' na randulina» («Wenn ich eine Schwalbe wäre») sehnt sich ein Randulin nach seiner Liebsten und seiner Familie im Heimatdorf. Ich lernte, wie wichtig die Randulins für dieses Tal und seine Kultur und Musik waren. Gerne hörte ich die Engadiner Lieder. Sie sprachen auch mein Heimweh an.

Studienjahre in Zürich

Ich begann, an der ETH in Zürich Agromie zu studieren. Die Fächer Botanik, Zoologie, Mikrobiologie und Vererbungslehre gefielen mir. Zürich hingegen war mir fremd. Meine Brüder mit ihren jungen Familien hatten wenig Zeit für mich. Meine Eltern waren noch in den USA. Zum ersten Mal fühlte ich mich verloren.

Wo gehöre ich eigentlich hin, fragte ich mich? Ich hatte einen deutschen Pass, aber keine Beziehung zu jenem Land. Amerika hatte mich stark geprägt, war nun aber weit weg. Ich war wieder in Meilen angemeldet. Aber vieles hatte sich dort verändert. Grosspapa war gestorben. Mariafeld war nun in anderen Händen. Die Erinnerungen an das Schul- und Internatsleben in Ftan waren noch zu frisch, um mich im Unterengadin beheimatet zu fühlen.

Kurzerhand beschloss ich, Schweizerin zu werden, und stellte einen Antrag für die Einbürgerung. Der Gemeindeschreiber in Meilen, Herr Ochsner, war mir sehr wohlwollend behilflich. Er fand für mich die Möglichkeit einer erleichter-

ten Einbürgerung. Meine Schuljahre in der Schweiz zählten doppelt. Zwei Jahre Grundschule in Feldmeilen und knapp vier Jahre Gymnasium in Ftan ergaben, etwas aufgerundet, die zwölf für eine Einbürgerung verlangten Aufenthaltsjahre. Die verschiedenen Befragungen verliefen langsam, aber immer freundlich. Zuletzt wurde ich vom Gemeinderat von Meilen, damals alles Herren, zu einem Gespräch aufgeboten. Sie setzten mich ganz unten an den grossen Sitzungstisch. Sie wollten hören, ob ich Schweizerdeutsch konnte, und fragten mich nach meiner Motivation und meiner Ausbildung. Zuletzt meinte einer der Herren, warum ich diesen ganzen Prozess durchmache, wenn ich doch einfach einen Schweizer heiraten könne und so automatisch das Schweizer Bürgerrecht bekäme. Ich fand die Frage deplatziert, vor allem, als er noch fragte, ob ich etwa einen ausländischen Freund hätte. Am 27. Dezember 1962 bekam ich das Schweizer Bürgerrecht. Aus einem mir unbekannten Grund wurden mir die Heimatsorte Zürich und La Sagne NE zugewiesen. Es waren die Heimatsorte meiner Mutter. Die bedeuteten mir damals wenig. Wichtig war der rote Pass, den ich jetzt in der Hand hielt. Stolz war ich – aber meine Green Card habe ich bis heute aufbewahrt.

Familienjahre

Ich habe einen Schweizer geheiratet, Peter, einen Mitstudenten aus dem Kanton Aargau. So änderte sich mein Nachname zu Lüthy und mein Heimatort wurde Holziken AG. Mit einigen Unterbrüchen ist seither Meilen, genauer Feldmeilen,

unser Wohnort. Zuerst wohnten wir an der General-Wille-Strasse, später konnten wir das Haus meiner Eltern an der Seestrasse, das früher zu Mariafeld gehörte, übernehmen, dort, wo ich als kleines Kind schwimmen gelernt hatte. Hier haben auch unsere drei Kinder schwimmen gelernt, ebenso einige unserer Enkel und Enkelinnen.

Es gab Unterbrüche. Ein erster längerer Aufenthalt war in Sault Ste. Marie an den grossen Seen in Ontario, Kanada. Mein Mann konnte dort an einem Forschungsinstitut arbeiten und sich als Mikrobiologe in biologischer Schädlingsbekämpfung weiterbilden. Drei kalte Winter und zwei warme Sommer haben wir dort in der wald- und seenreichen Region verbracht. Kanada gefiel uns, aber der Beruf meines Mannes zog uns zurück in die Schweiz.

Mein Mann und ich haben uns in Meilen engagiert, er im Leichtathletik-Club und im Quartierverein, ich in der Schulpflege, im Wahlbüro und im Schwimmclub. Unsere drei Kinder besuchten die Primarschule in Feldmeilen und die Sekundarschule in Meilen. So hat die ganze Familie in Meilen Wurzeln geschlagen. Am lehrreichsten waren für mich die drei Amtszeiten in der Schulpflege. Intensiv habe ich mich in der Kommission für Schülerbelange betätigt. Ich kannte bald fast alle Schüler und Schülerinnen in Meilen. Mit unseren Kindern und durch die Tätigkeit in der Schulpflege habe ich unser duales Schweizer Bildungswesen sehr schätzen gelernt.

2004 konnten Bewohner und Bewohnerinnen von Meilen auf Veranlassung des Gemeinderats und nach Erfüllung gesetzlicher Auflagen das Meilemer Bürgerrecht beantragen. Da machte ich mit. Und nun habe ich die Heimatorte Holziken und Meilen. Das stimmt für mich. Um dieses Bürgerrecht zu feiern, fand ein Anlass in einem grossen Zelt am See zwischen Fährren- und Dampfschiffsteg statt. Es gab Reden, Musik und Ghackets mit Hörnli und Öpfelmues.

Wahlbeobachtungen und Electoral Assistance

Als unsere Kinder mehr oder weniger flügge waren, erwachte trotz meines Wohlergehens in Meilen mein Fernweh. Ich wollte meinen Horizont erweitern,

über Meilen hinausschauen. Fast zufällig bekam ich die Gelegenheit mich beim Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten als Internationale Wahlbeobachterin zu bewerben. Bald konnte ich auch bei der UNO als Electoral Advisor bei der Organisation von Wahlen und Abstimmungen in fernen Ländern assistieren. Dass ich gut Englisch sprach und viele Jahre in einer Behörde und im Wahlbüro tätig gewesen war, waren gute Voraussetzungen für diese Aufgabe.

Und so bekam ich die Gelegenheit, in Länder zu reisen, die nach einem Konflikt oder einer Transformation Wahlen durchführen, so etwa in früheren Kolonialstaaten, welche die Unabhängigkeit erlangten, oder in Staaten, die von einem kommunistischen Regime befreit wurden.

Kurzes spontanes Treffen mit Nelson Mandela bei den Wahlen von 1994 in Südafrika.



tischen zu einem demokratischen Regierungssystem wechselten. Wahlen, die den international anerkannten Standards entsprechen und eine vom Volk frei gewählte Regierung glaubhaft legitimieren, sind ein Baustein unter anderem für Good Governance, gute Regierungsführung. Eine internationale Wahlbeobachtung und UN-Wahlhilfe werden von einem Staat beantragt oder sind Teil eines Friedensvertrages. Letztlich geht es darum, diese Staaten auf dem Weg zu einer guten Regierungsführung zu unterstützen und so den Bewohnern Sicherheit und Perspektiven in ihrer Heimat zu ermöglichen. So lernte ich einen weiteren wichtigen Aspekt von «Heimat» kennen.

Bei diesen teils kürzeren, teils längeren Einsätzen habe ich Länder, deren Bewohner und Kulturen im Baltikum, im Balkan, im Kaukasus, in Afrika, in Zentralasien, im Südpazifik, in Palästina und in Nepal kennengelernt. Ich habe das majestätische Altaigebirge in Zentralasien gesehen, dichten Dschungel in Liberia erlebt und wunderbare Musik in Südafrika gehört. Beeindruckt hat mich in den meisten dieser Länder die grosse Gastfreundschaft der Bevölkerung. Aber ich sah auch vom Krieg versehrte Städte, traumatisierte Menschen und wunderschöne Atolle, deren Existenz vom steigenden Meeresspiegel bedroht ist.

Zum Abschluss

Ich erkenne, dass der Begriff «Heimat» nebst bestimmten festen Eigenschaften wie Sicherheit, Vertrautheit, Way of Life, facettenreich und komplex ist und für jeden Menschen eine sehr persönliche und individuelle Bedeutung haben kann. Beheimatung zu finden, gehört zu unserer Identitätssuche und ist ein lebenslanger Prozess, der sowohl mit den Gegebenheiten um uns herum als auch mit uns selbst zu tun hat. Ich denke, es ist nicht nur Schicksal. Man muss sich um Beheimatung bemühen.

Ja, und wo ist jetzt meine Heimat? Sie haben es schon oben gelesen. Wenn ich in Feldmeilen mit Familie und Freunden am See sitze und über das Wasser zu den Glarner Alpen schaue, ist das mein Heart-Home (Englisch kennt kein Wort für Heimat, Heart Home kommt ihm am nächsten). Mein roter Pass symbolisiert aber auch Heimat für mich – eine sehr privilegierte, aber auch verpflichtende Heimat. Zugleich habe ich aus der Ferne erkannt, dass man mehrere Heimaten haben kann. Mit oder ohne EU-Verträge bin ich auch Europäerin, und letztlich ist die Erde meine und unser aller Heimat. Tragen wir ihr Sorge!

Und, wo ist eure, Ihre Heimat?

¹ «Randulins» werden rätoromanische Emigranten genannt, die im 18. und 19. Jahrhundert insbesondere aus dem Engadin auswanderten und oft einen grossen Teil ihres Lebens weit verstreut in Europa verbrachten. Der bekannteste Beruf der Randulins war der des Zuckerbäckers. Da ein Grossteil von ihnen früher oder später in ihre Heimatdörfer zurückkehrten, wurden sie Randulins (dt. Schwalben) genannt.